

Wie ich ans Wagenersche Stift geriet ...

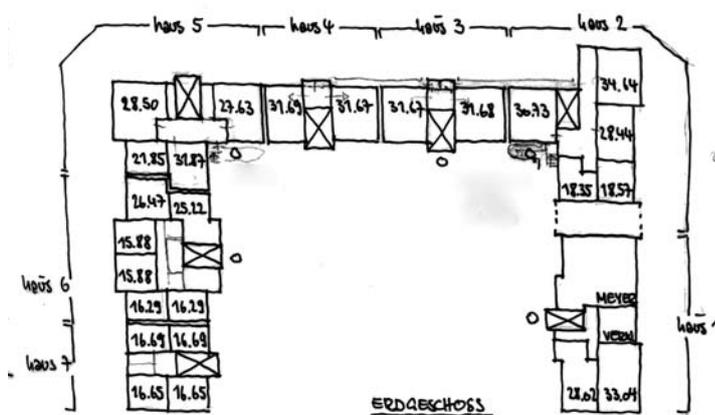
*... und wie ich dabei lernte, dass Bauen und soziales Handeln
zusammengehören*

von Dr. Sid Auffarth

Gewiss, die Erinnerungen sind lückenhaft, die ich an den Umbau des Wagenerschen Stifts und an seine Bewohnerinnen habe. Es gibt kein Bautagebuch, keine Aufzeichnungen, keine Pläne mehr. Nur unscharfe Bilder sind in meinem Kopf geblieben aus der Zeit 1973-75, als die denkmalgeschützte Wohnanlage zum ersten Mal nach 77 Jahren durchgreifend, aber behutsam saniert wurde. Ich war damals zusammen mit Fritz-Henning Bertram bauleitender Architekt, der eine von der Hochschule theoriegeleitet und neugierig auf ein Bauen im Bestand, der andere praxiserprobt und mit einem Planungsbüro ausgestattet.

Wie kam es dazu? Es muss im Juni 1973 gewesen sein, als der damalige Finanzvorstand August Kasten bei der Architekturabteilung der TH Hannover anfragte, ob Studierende gegen ein geringes Entgelt die Wagenersche Wohnanlage aufmessen könnten. Es gebe keine Grundrisspläne von den Wohnungen und man beabsichtige zu modernisieren. Das Sekretariat gab die Anfrage an den Lehrstuhl für Bau- und Kunstgeschichte weiter mit den Worten: „Die machen so was!“ Und so geriet August Kasten schließlich an mich. Auf meinen Aushang am schwarzen Brett des Lehrstuhls meldeten sich mehrere Studenten. Sie wollten

den bauhistorisch bemerkenswerten Bau auch von innen kennen lernen, und zugleich konnten sie Fähigkeiten im Aufmessen und Anfertigen von bautechnischen Zeichnungen erwerben. Weil die Studienanfänger aber dann doch nicht die perfekten Zeichner waren, musste letztendlich ich die Blättersammlung der Aufmaßskizzen nachmessen und zu Gesamtplänen über vier Geschosse zusammenfügen und auch zeichnen. Das aber ahnte ich zu dem Zeitpunkt noch nicht.



Aufmaß der Wohnungen als Voraussetzung der Veränderung der Grundrisse 1972/1974

Für die Bewohnerinnen des Stifts war das eine aufregende Zeit, als sich Gruppen junger Frauen und Männer in ihren privaten Bereich drängten, um mit Zollstock auf Zeichenpapier Länge, Breite und Höhe der Räume, der Türen und der Fenster einzutragen.

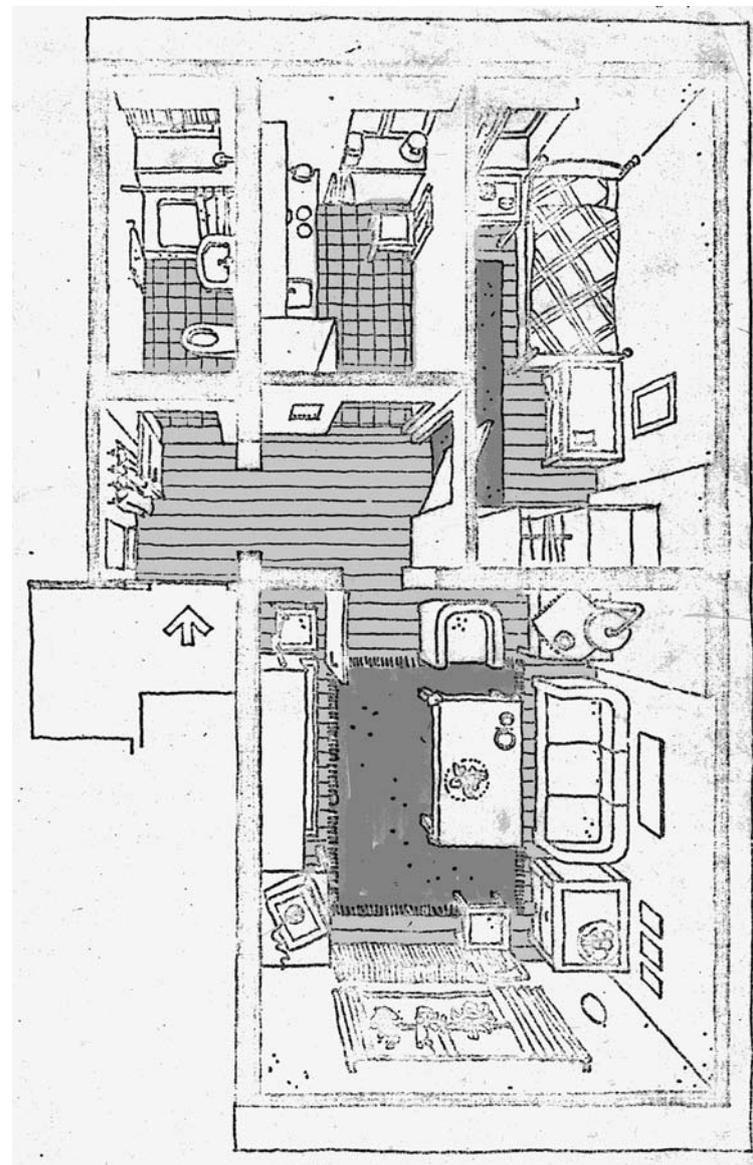
Dann im Frühjahr 1974 wurde ich von August Kasten gefragt, ob ich mir auch eine Sanierung zutraue. Ich traute mich. Zusammen mit Fritz-Henning Bertram. Zuletzt hatte die kärgliche technische Ausstattung der Stiftsräume zu vermehrtem Leerstand geführt. Denn die Bewohnerinnen mussten ihre Heizkohle aus dem Keller holen, die meisten Räume waren ohne Küche und Bad. Die gab es nur in gemeinsamer Nutzung auf der Etage. Der Vorstand beauftragte uns, zu untersuchen, inwieweit sich abgeschlossenen Wohnungen herstellen ließen, die aus Wohn und Schlafräum sowie Bad und Küche bestanden. Wir besprachen die verschiedenen baulichen Maßnahmen und erarbeiteten ein Sanierungskonzept, das Haus für Haus auch umgesetzt werden konnte.

Haus 7 wurde als erstes der sieben Häuser durch Auszug, Todesfall bzw. Umzug der Bewohnerinnen frei, damit die beträchtlichen Baumaßnahmen weitgehend störungsfrei durchgeführt werden konnten. Dabei sollten die Bewohnerinnen nicht mehr als nötig durch Lärm, Schmutz und Baustellenhektik behelligt werden. Die Maßnahmen betrafen den Einbau neuer Fenster, neue Leitungsstränge für Zu und Abwasser, Installationen für Zentralheizung, Strom, Telefon sowie Maurer-, Putz- und Fliesenarbeiten. 1974 war auch das Jahr, als am Klausener Platz in Berlin-Charlottenburg im Block 118 erstmals unter Leitung von Professor Hardt-Walther Hämer eine „Sanierung ohne Verdrängung“ durchgeführt wurde. Das beflügelte uns, auch hier behutsam mit Menschen und Steinen umzugehen. Und so begann am 22. Juli 1974 die Sanierung.

Jede Baumaßnahme wurde mit den Bewohnerinnen vor Ort besprochen. Und die älteren Frauen nutzten gerne die Gelegenheit, dass da ein junger Mann, nämlich der Architekt, zu einem Gespräch bereit war. So wurde zum Beispiel unser Vorhaben, die Badezimmer rein funktional mit einem Ölstrich zu versehen, strikt abgelehnt. Die Bewohnerinnen wollten nicht länger „ärmlich“ wohnen, sondern wollten wie in vergleichbaren Neubauten „moderne“ geflieste Badezimmer haben. Auch erörterten wir die Möglichkeit, einen zentralen Waschraum mit mehreren Waschmaschinen als Treffpunkt einzurichten. Wo man während des Waschvorganges zusammensitzen und Neuigkeiten austauschen konnte. Aber die Bewohnerinnen wollten

keine gemeinsam genutzten Räume, sie wollten unabhängig von Listeneintragen sein und eine eigene Waschmaschine in der Wohnung haben. Immerhin konnten wir im Keller von Haus 6 einen Gemeinschaftsraum einrichten.

Außer den Vorständlern und den Bewohnerinnen gab es gottlob den „guten Geist des Hauses“ eine Frau, deren Namen ich erst in einer Grundrisskizze wiederfand: Frau Meyer. Sie war warmherzig, zupackend und dabei immer fröhlich. Als eine Art „Mutter Theresa“ kümmerte sie sich aufopfernd um die armen, alten „Stiftsdamen“ und half uns bei schwierigen Gesprächen mit den Bewohnerinnen, beispielsweise als eine Messie-Frau uns den Zutritt in ihre vermüllte Wohnung verweigerte.



Anschauungsmaterial: So sollen die neuen Wohnungen aussehen.

Ich musste in einem Alter von 36 Jahren lernen, dass ältere Frauen sich nicht still zurückziehen, um ihren Lebensabend zu meistern, sondern drängende Gefühle, Wünsche und Erwartungen äußern. So berichtete eines Tages der stattliche Maurerpolier, dass er von einer der Frauen einen Liebesbrief erhalten habe. Über den Inhalt schwieg er sich als Mann von Welt aus.

Wir beobachteten, dass der Innenhof das kommunikative Zentrum der Wohnanlage war. Man traf sich dort auf dem Weg zur Haustür und schaute aus dem Fenster, um festzustellen, wer gerade vorbeiging. Und gelegentlich wurde ein Fenster geöffnet, um sich durch Rufen und Winken bemerkbar zu machen. Diese kleinen Gesten des sozialen Miteinander wollten wir erhalten. Da aber Fenster nach den neueren Regeln der Handwerkskunst nach innen aufgehen sollten (Rosenheimer DIN-Normen), hätten die Damen erst ihr Fensterbrett von Blumen, Figuren oder auch einem Vogelkäfig leer räumen müssen. Wir schlugen trotz erwartbarer Hindernisse vor, die Fensterflügel nach außen hin zu öffnen.

Das mochte der Fenstertischler gar nicht, weil es keine Fräsmesser mehr dafür gab, und auch weil derartige Fensterbeschläge erst nach längerer Suche ausfindig zu machen waren

In meinem Terminkalender fand ich für Donnerstag, den 17. Oktober 1974, den Eintrag: 14.00 Uhr Richtfest J.J.Wagener-Stift. Das Datum wusste ich nicht mehr, aber ich erinnere, dass wir im Innenhof für das erste Haus Richtfest feierten mit Bratwurst, Getränken und Salaten. Dazu schleppten wir einen großen Holzkohlegrill herbei. Es wurde ein fröhliches Zwischenspiel nach Maß. Der Rest ist schnell erzählt. In meinem Terminkalender sind noch für 1975 etliche Baustellenbesuche verzeichnet, der letzte datiert vom 24. Oktober um 12:00 Uhr. An die Übergabe des fertigen Baues an den Bauherren oder aber eine feierliche Einweihung erinnere ich mich nicht, aber vielleicht hilft dabei das Aktenarchiv der Wagenerschen Stiftung weiter. Für mich war damit ein ereignis- und lehrreicher Abschnitt meines Lebens zu Ende gegangen.